

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 191. Bromberg, den 22. August 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von Ludwig Thoma.

12. Fortsetzung.) ———

Die Stütze des Chat noir schritt mißmutig dem Orte zu, der ihr, wie sich nicht leugnen ließ, bekannt, aber ganz und gar nicht vertraut war.

Es hatten schon recht unangenehme Dinge zusammentreffen müssen, um sich nach sechs Jahren zu einer Reise nach dem Neste zu zwingen.

Wäre in der Sommerzeit das Kabarett nicht eingetrocknet, hätte ihr Freund, das alte Ekel, nicht mit seiner Familie ins Bad reisen müssen, hätte er wenigstens groß gedacht und ihr genügend Geld — Putt-Putt hieß es Mizzi Spera — zurückgelassen, dann wäre sie doch nie auf die weinerliche Idee gekommen, heimzukehren.

Aber — —

Da mußte sie nun durch den Staub schlurfen, hatte ihre Not mit dem Hunde — „Fifi! Viens dons! Ici! Du willst wohl Bimse?"

Mizzi hob drohend eine ledergeflochtene Peitsche empor, was sie wie eine Tierbändigerin ausschauen ließ, und Fifi kam.

So zog sie mit wiegenden Hüften, den Hund, der wie ein rollender Muff aussah, an der Leine, in Altaich ein, und stand wenige Minuten später vor ihrer überraschten, glücklichen Mutter.

*

Es war einmal ein kleines Schulmädel, das mit zwei braunen Zöpfen, die kaum unter Schulterhöhe hinunterbaumelten, mit einer Stupsnase und etwas aufgeworfenen Lippen sich wenig oder nicht von den andern unterschied, die mit ihr gewichtig schwätzend über den Marktplatz gingen, oder mit klappernden Schulranzen am Kirchenweg Fangemanndel spielten, die an warmen Frühlingstagen ihre Schusser an die Hauswände warfen, oder auf der Schreinerwiese saßen und ernsthaft ihre Puppen pflegten. Das kleine Mädel lachte so froh wie die andern, flocht sich Kränze aus Schlüsselblumen und Schneeglöckchen, oder Ketten aus den Stengeln des Löwenzahnes und zählte lustig mit:

Eins, zwei, drei,
bicke, backe, bei,
bicke, backe Pfannastiel,
hockt a Manndl auf da Mühl.

Es horchte auf, wenn man ihm sagte, daß über den Wolken der Himmelvater throne, es sah zu Weihnachten das Christkind am Fenster vorüberhuschen und erschauerte ehrfürchtig, wenn am Karsamstagabend bei einfallender Musik der Heiland auferstand.

Es trippelte froh und glücklich in der Fronleichnamsprozession mit und war nicht stolzer auf seine gebrannten Locken als seine Gespielinnen.

Es konnte aufwachsen zu einem rechtschaffenen, nützlichen Frauenzimmer, das seine Pflichten kannte und erfüllte.

Warum wurde es nicht so wie die andern, und wurde die pikante Diseuse, die ausgelassene Philister und Ladenschwengel in Entzücken versetzte?

„Ui Kind ist a Unglück," sagte der Allgäuer Mangold, der dazumal Geselle beim Hallberger war und recht wohl sah, wie die Marie von ihrer Mutter um so mehr verzogen wurde, je älter sie wurde.

Freilich blieb sie das einzige Kind, und für die dumme Hallbergerin war sie schöner wie andere, und vor allem zu was Besserem bestimmt.

Deswegen mochte die Schlosserin nicht, daß ihre Marie nach der Werktagsschule zur häuslichen Arbeit erzogen wurde; das feine Kind mußte zu dem englischen Fräulein nach Piebing geschickt werden, wo sie Klavier spielen und Französisch plappern lernen konnte.

Von den Schwestern nahm sie freilich nichts Schlimmes an, aber in dem Institute waren viele Mädeln; und die wenig taugten, schlossen sich an die Hallberger Marie an.

Sie hatte Heimlichkeiten mit ihnen, lernte das Faulenzen und erfand Lügen, um unbeobachtet seichte Romane zu verschlingen.

Als sie mit sechzehn Jahren heimkam, taugte sie schon zu keiner Arbeit mehr, selbst wenn es die Mutter übers Herz gebracht hätte, dem Fräulein eine zuzumuten.

Die sah aber mit Genugtuung, wie apart sich die Tochter gab und wie sie mit faulen Gliedern in die Feinheit hineinwuchs.

Der Hallberger hatte weniger Gefallen daran, aber er war daheim machtlos. Seine Agoth konnte einen Streit ins Endlose ausspinnen, über viele Tage weg, so lang, bis er sich verspielt gab.

Dem schwerfälligen Manne war nichts unlieber als Streit und Maulfertigkeit und nichts lieber wie Ruhe nach Feierabend.

Es verdroß ihn wohl, wenn er das junge Ding unnütz herumstehen oder über Büchern hocken sah, und er fuhr Mutter und Tochter hart an.

Aber dann hielt die Alte in Gegenwart ihrer Marie Reden, die mehr verdarben, als seine Scheltworte nützen konnten, und das Ende war immer das gleiche.

Der Hallberger ging fuchsteufelswild in die Werkstatt, hämmerte drauf los und wußte, daß ihn abends der Zank daheim erwarte.

„Er ist so zornig, er kunnt a Nuß mit'm Hindre ufbiß'n," sagte der Mangold. „Aber was nutzts? D' Wiber händ mea Gewalt as Schießpulver."

Darum schwieg Hallberger zu vielem und half sich mit dem leeren Troste, daß es mit den Jahren besser werde.

Faulenzen ist aber eine wachsende Krankheit, die das Gemüt angreift. Marie sehnte sich immer mehr hinaus aus dem kleinen Orte, dem sie die Schuld an ihrem Unmute und ihrer Langeweile gab.

Wenn sie nicht las, träumte sie sich selber einen Roman zusammen, in dem sie als Heldin eine großartige Rolle spielte. Am liebsten sah sie sich als gefeierte Bühnenkünstlerin wichtige und reiche Männer abweisen, bis sie sich

endlich einem mit allen irdischen Gütern ausgestatteten Prinzen ergab. Sie konnte sich alle Einzelheiten ihrer feierlichen Rückkehr oder Durchfahrt durch Altaich ausmalen.

Wie sie mißgünstige Nachbarn durch eisige Kälte bestrafte, besser Gesinnte durch ein Lächeln beglückte, wie sie ihren Eltern reiche Geschenke gab, dem Vater freilich mit bitteren Worten.

Das Erwachen aus den Träumen war jedesmal schmerzlich, und die Wirklichkeit erschien ihr täglich grauer.

Es fehlte nicht bloß an Prinzen, sondern an allen Verehrern.

Sie spann mit der Mutter Pläne aus, wie sie doch auf einige Zeit in eine passende Umgebung kommen könne, und die Hallbergerin fand einen Weg.

Eine Verwandte in München mußte ihr den Gefallen tun, die Marie zum Besuche einzuladen, und da sie so leicht eine Lüge fand wie die Maus ein Loch, erzählte sie dem Vater, daß es für ihre Tochter ein Glück sein könne, wenn die reiche Frau Wimmer Gefallen an ihr fände.

Der Hallberger hatte von dem Vermögen der Verwandten, die er kaum dem Namen nach kannte, noch nie was gehört, aber er gab seine Einwilligung ohne langes Reden.

Vielleicht glaubte er, daß Marie in der Stadt und fern von der Mutter sich eher zurecht finden werde, jedenfalls willigte er ein, und seine Tochter fuhr überglücklich nach München.

„In die weite Welt,“ sagte sie, als sie in Piebing eingestiegen war.

Bei der Wimmerin fand sie zwar keine Anwartschaft auf ein künftiges Erbe, denn die Frau war selber froh um das Kostgeld, das ihr die Hallbergerin heimlich schickte, aber sie fand volle Freiheit, zu tun und zu lassen, was sie wollte.

Nach etlichen Wochen erhielt sie durch einen jungen Menschen Anschluß an einen Kreis angehender Litteraten und Künstler und sah nun erst recht, wie schrecklich die Altaicher Zeit gewesen war. Jede Phrase fand ein Echo in ihrem Herzen und das jauchzende Sich-ins-Leben-Stürzen hatte sie schnell heraus.

Als die halbwüchsigen Dichter zu der Einsicht kamen, daß die Welt nicht reif genug sei, um ihre Werke zu kaufen, beschlossen sie, das Bürgertum auf andere Weise ums Geld zu bringen.

Sie gründeten ein Kabarett.

Dabei kamen sie auf den Gedanken, das Mädchen, dem sie taufrische Natürlichkeit nachrühmten, mitwirken zu lassen.

Marie wurde rasch ausgebildet. Sie lernte die Kunst, mit unbefangener Miene Gedichte vorzutragen, die keck über bürgerliche Bedenken hinwegsetzten, und ein Erfahrener, der seine Zeit verstand, brachte ihr die originelle Note bei, das Verfänglichste im Tone eines Altaicher Schulmädels herzusagen.

Damit errang sie gleich begeisterten Beifall der Gründer, und sie konnte freudig an ihre Mutter schreiben, daß sie an dem und dem Tage bei der feierlichen Eröffnung des Kabaretts zum ersten Male öffentlich auftreten werde.

Die alte Törin sah ihr Kind auf dem Wege zu Ruhm und Glück und redete ihrem Manne die Ohren voll von einer glänzenden Zukunft, die sie immer vorausgeahnt habe.

Diesmal wiedersprach der Hallberger.

Er hatte keine Ahnung davon, wie taufrisch seine Tochter geworden war, und es war ihm unleidlich, daß sie aufs Brettl wollte.

Er schnitt alle Widerrede kurz ab und erklärte, daß Marie heim müsse.

Jetzt wurde die Hallbergerin emsig.

Sie sorgte dafür, daß herzbewegende Briefe aus München kämen; auch die Wimmerin mußte schrecklich klagen über die Zerstörung so schöner Aussichten, und in der Wohnstube des Schlossermeisters gab es keine Ruhe mehr. Das setzte dem Hallberger so zu, daß er in drei Teufels Namen nachgab.

D' Wiber händ mea G'walt as Schießpulver.

Am Ehrentage saß die Mutter als unscheinbare Altaicher Spätzin mitten unter den bunten Vögeln, die sich bei der Eröffnung des Kabaretts zusammenfanden.

Ihre Marie trat auf und sah gar so hübsch aus, und die Leute waren wie närrisch vor Begeisterung. Was die liebliche Person vortrug, verstand die Hallbergerin nicht. Es war vorbei, ehe sie jede Einzelheit an Putz und Flitter gemustert hatte.

Aber die Leute lachten und klatschten und warfen der Marie Blumen zu.

Ein feiner Herr mit langen Haaren unterhielt sich herablassend mit der Mutter über das große Talent ihrer Tochter und schenkte ihr gleich gar einen Veilchenstrauß.

Und wie das Mädel selber redete!

Wo sie nur bloß die Gabe her hatte?

Den andern Tag fuhr die Schlosserin heim, voll Freude über den Erfolg und über die Möglichkeit, allen hämischen Altaichern das Glück der Tochter unter die Nase reiben zu können. Sie sparte auch daheim nicht mit begeisterten Berichten.

Der Hallberger hämmerte grimmig in seiner Werkstatt und faßte jedes Eisenstück so zornig an, als wär's seine Alte, und er dachte bei sich, ob es nicht gut gewesen wäre, wenn er zuweilen im Hause eine harte Hand gezeigt hätte.

„Nui prügelt is wie nui verheiret,“ sagte der Mangold, „und bei den Kindern is kui Streich verloare, as der danebe fallt.“

Marie machte ihren Weg, der für Talente von München nach Berlin führt.

Sie erhielt einen Ruf ins Chat noir und errang hier erst recht durch taufrische Natürlichkeit unbestrittene Erfolge.

•

Und nunmehr stand sie als Mizzi Spera vor ihrer überraschten Mutter, die durch so viel Vornehmheit beinahe befangen wurde.

„Ja, so was! Daß du auf oamal kummst und hast gar nix g'schrieb'n!“

Marie sagte, daß sie in künstlerischen Angelegenheiten nach München habe reisen müssen, und da habe es ihr gerade gepaßt, sich wieder einmal daheim umzuschauen . . .“

„Dös is aber g'scheit! Und der Vater werd schaug'n. Wart', i hol'n glei aus der Werkstatt . . .“

„Pressiert nich. Ich glaube, er ist immer noch eingeschnappt, weil ich zur Bühne gegangen bin und dann wollen doch wir uns erst mal aussprech'n . . .“

„Na, die Sprach! Wer di hört, glaubt seiner Lebtag net, daß du a hiesige bist.“

„Bin ich auch nich.“

„Ich mein', hier geboren. Jessas na! Dös schöne Kleid! Und de Schucherln! Madel, wer hätt' si dös amal denkt!“

Die Hallbergerin kriegte es aber erst mit dem Wundern, wie der Koffer kam. Spitzenhöschen und Seidenstrümpfe und Hemden, so dünn, wie feines Papier, und andere Dinge, die noch keine Schlossermeisterin gesehen hatte. Da kriegte man einen Begriff, wie nobel das Madel geworden war. Und was es obendrein erzählte von seinen Triumphen, und von Baronen und Grafen, mit denen es umging wie mit seinesgleichen.

„Na, so was! Aber jetzt müaß ma do zum Vater in d' Werkstatt nunter, sunst verdriaßt's 'n gar z' stark. Es is a so oft nimmer zum Aushalt'n damit. Allaweil schimpft er, allaweil fangt er auf a neu's o, wia ma sei Kind aus 'n Haus lass'n ko, anstatt daß ma's zu der Arbet aufziagt. I derf red'n, was i mag, und wann i hundertmal sag, daß du dei Glück g'macht hast, oder wenn i eahm de Zeitunga gib, de du gschickt hast, es hilft nix. Und Redensart'n hat er; ma moant, ma hört denselben grob'n Mangold red'n, der amal bei uns war. Er gang am liabern nimmer ins Wirtshaus, sagt er, weil 'n d' Leut nach dir frag'n. Und dahoam fangt er selm o. Neuli is er vor deiner Fotagrafie g'stand'n, woaßt scho, de, was d' als Firmling drauf bist, und auf oamal hat er si fuchsteufelswild umdraht und hat mir de gröbst'n Nama geb'n . . . i möchts gar net sag'n, was für oa . . . Aber jetz mach, mir müaß'n nunter . . .“

Es gab viel Aufsehen in der Werkstatt, als Mizzi Spera hinter der Hallbergerin eintrat.

Der Alte stand am Amboß und schlug auf ein glühendes Stück Eisen los, daß die Funken sprühten.

Xaver war am Feuer, und der Lehrbub trat den Blasbalg.

„Vater“, sagte die Hallbergerin, „da is an Überraschung. Kennst a s' net?“

Sie deutete auf Marie, die näher kam

Dem Alten stieg eine dunkle Röte ins Gesicht.
„Du?“ fragte er.
Dann legte er den Hammer weg und steckte das Eisen in einen Wasserkübel.
Er wollte noch etwas sagen, aber da fiel ihm ein, daß sie Zuschauer hatten.
Er band sich den Lederschurz los.
„Geht's in d' Wohnung nauf! I kimm nach.“
Seine Augen blickten nicht freundlich. Hätte er noch das Stück Eisen in der Hand gehabt, dann wäre es dem vornehmen Hündchen Fifi schlecht gegangen.
Es schien beleidigt zu sein durch den Geruch von Ruß und Eisenstaub und kläffte den ordinären Schlosser wütend an.
Marie rief ihn mit Kommandostimme zu sich. Sie gab sich recht herrisch, um auf den saubern Gesellen, der sie unbekümmert ansah, einen stattlichen Eindruck zu machen. Dann verließ sie mit der Mutter die Werkstatt.
Hallberger räusperte sich etliche Male, denn der Kehlkopf war ihm trocken geworden, und schaffte dem Xaver allerhand an. Dann ging er.
Der Lehrbub schaute ihm nach und wollte ein Gespräch haben.
„Ah Herrschaft! Was is denn dös für oane g'wen?“ fragte er und verzog das verrußte Gesicht zum Lachen.
Aber Xaver litt keine Vertraulichkeit.
„Dös geht di wenig o“, sagte er barsch. „Tua dei Arwat, Saubua nixiger!“
Und während er in einer Kiste herumkramte, um sich eine passende Schraubenmutter zu suchen, brummte er vor sich hin:
„Dös waar amal des richtige G'schoß . . .“

(Fortsetzung folgt.)

„Ein Teil von jener Kraft —“

Groteske von Alfred Manns.

Jetzt will ich die höchst merkwürdige Geschichte von Nicky Fun erzählen.
Nickys Gutmütigkeit spottete geradezu jeglicher Schilderung und wurde ihm zum Verhängnis. Die guten Freunde liehen sich von ihm Gelder, die sie nie zurück gaben.
Hiermit hätte Nicky sich abgefunden. Aber er merkte, daß er hintergangen wurde. Da war Jim Surrogate, der bat Nicky um 1000 Dollar, damit er seine an Gallenstein leidende Katze operieren lassen könne. Natürlich erhielt er das Geld. Doch Nicky schlich dem Freunde nach und stellte fest, daß sich das Operationszimmer in einer verschwiegenen Bar befand und daß die Katze ein Kätzchen war, sehr niedlich zwar, aber Nicky gefiel die Sache nicht.
Ein anderes Mal ersuchte ihn Kean Kicker um 1000 Dollar. Seine Großmutter sei gestorben, und er brauche das Geld notwendig. In einem obskuren Pokerklub entdeckte Nicky ihn am folgenden Tage.
Mit Nickys Vermögen schwand sein Glaube an wahre Freundschaft. Eines Tages war Nickys Gemüt vollkommen verhärtet, genau zu der Zeit, als Dolly Doll Konkurs machte. Dolly war eine hübsche, zwanzigjährige Waise, der Harry Joker ein Konfitürengeschäft gründete, allerdings in Ermangelung eines eigenen Kredits mit demjenigen Nicky Funs. Dolly bat nun den uneigennützigen Harry Joker, ihr einen anderen Laden einzurichten, wobei sie Mixed Pickles, Spitzenhöschen oder ähnliche niedliche Dinge „im Auge“ hatte.
Harry Joker wandte sich erneut an Nicky Fun; aber der war nun selbst pleite. Er lehnte den Vorschlag ab, was er dadurch andeutete, daß er Harry Joker ohne Fahrstuhl vom 27. in den 24. Stock sausen ließ.
Um Nicky Funs Gemüt stand es wirklich schlimm. Furchtbare Rache an allem, was sich Mensch nannte, hieß seine Losung.
Er erzählte niemandem von seinem vollständigen Bankerott, versetzte Familienschmuck und saß in seiner Wohnung wie die Spinne, die ihr Opfer erwartet.
Die Opfer kamen, bzw. liefen ihm ins Rachenetz.
Das erste war Jim Surrogate, der jetzt einen Großhandel mit Kaffee betrieb.
„O, Nicky, du gute Haut, hilfst mir gewiß. Gerade jetzt ist ein großes Geschäft zu machen. In acht Tagen läuft die „Arizona“ ein, mit Kaffee für Order. Kaffee hat steigende Tendenz, und wenn ich jetzt schwimmend für 10 000 Dollar kaufe, dann ist für uns beide ein großes Stück Geld dabei.“ Nicky grinste teuflisch. „O, lieber Jim, ich will doch nicht an deinem Gewinn teilhaben. Du kennst mich als verläßlichen Freund. Ich stehe dir auf Wort mit allem, was ich besitze.“
Jim Surrogate ging fröhlichen Herzens.
Nicky lachte laut, als der Freund fort war. „Nummer eins“, sagte er. „Nach drei Tagen melde ich der Bill of Lading Bank, daß Jim keine Deckung hat, dann pfänden sie ihn glatt aus.“
Die Enttäuschung hatte bei ihm alle in irgend welchen Ecken vorhandenen sadistischen Instinkte ausgelöst, Nicky nahm seinen Hut und verließ das Haus. Um Mitternacht langte er in der Vorstadt an.
Grimmig blickte Nicky auf das Haus seines Freundes Kean Kicker. Plötzlich sah er, wie ein Mann irgend etwas gegen ein Fenster warf. „Ein Einbrecher“, dachte der Lauscher schmunzelnd; dann aber erblickte er am Fenster eine weiße Frauengestalt und hörte die Worte des Unbekannten: „Verflixt, der Strick ist zu kurz.“
Weiter kam er nicht, denn Nicky stand vor ihm. Wie der Blitz sauste der nächtliche Besucher ab. Nicky hinter ihm her. Er holte den anderen ein. Der fiel auf die Knie. „Vernichten Sie nicht meine Zukunft, den ehelichen Frieden!“
„Sie infamer Geselle“, brüllte Nicky ihm leise ins Ohr. „Sie sind ein ganz niederträchtiger Kerl. Sie werden sofort den Frieden der Frau, die dort oben auf Sie wartet, wieder herstellen. Steigen Sie auf meine Schultern! Dann reicht der Strick.“
Der Ertappte stand einen Augenblick verblüfft, dann starrte er vor sich hin. Endlich gab der Fremde nach und stieg auf Nicky Funs Schultern.
Auf dem Weitermarsch begegnete Nicky Kean Kicker. „Du hast ein sehr gemütliches Heim, Kean, und ich bin nicht der einzige, der das findet.“ —
Nicky grübelte neuen Schandtaten nach und wandte sich dem Verbrecherviertel zu. Das geschah in Gedanken an Mac Skinner.
Mac war unter seinen Freunden das größte Pumpgenie gewesen, und zwar stets mit Erfolg.
Mac hatte vor einem Vierteljahr eine wirklich steinreiche Tante beerbt. Er lebte seit der Zeit etwas protzenhaft, vergaß aber seine Schulden zu begleichen.
Nicky begab sich mit der feinen Nase eines Gewohnheitsverbrechers in die Kneipe zum „Red Dagger“, wo er sich mit Bobby Grimehand betrank.
In der folgenden Nacht wurde in die luxuriöse Wohnung Mac Skinners eingebrochen. Macs ganzer Reichtum fiel den Verbrechern zum Opfer.
Zwei Tage später schrieb Nicky in Sachen Surrogate an die Bill of Lading Bank. Als der Brief fort war, wußte er mit sich nichts Brauchbares mehr anzufangen. Er besorgte sich eine handfeste Wäscheleine, die er zweckdienlich um den Hals schlang. —
Da klopfte es.
Jim Surrogate trat ein und legte 5000 Dollar auf den Tisch. „Damit du siehst, daß ich deinen Freundschaftsdienst zu schätzen weiß.“
„Aber ich habe doch den ganzen Unfug der Bank mitgeteilt.“
Jim lachte laut auf. „Ja, ich komme eben von dort. Wir haben uns köstlich über dich amüsiert. Das sieht dem guten Nicky ähnlich, der hat von der Sache gehört und wollte sich nun so meinem Danke entziehen. Alter Freund, du bist erkannt, und wenn du die 5000 Dollar nicht nimmst, nun, dann schmeiße sie in den Hudson.“ Stürmisch umarmte Jim den Freund, dann war er draußen.
Nicky stierte auf das Geld und schüttelte den Kopf.
Da stürzte Kean Kicker herein. „Mensch, wie du an deine Freunde denkst, das ist beispiellos. Du wußtest natürlich, daß meine Frau mich mit all und jedem betrügt. Unsagbar schlau stellte sie es an. Ich war schon drauf und dran, ihr 100 000 Dollar zu geben, nur um von ihr endlich loszukommen. Da halfst du mir, sie zu ertappen. Hier

sind 10 000 Dollar. — Ich bin ja so glücklich." Schon war er verschwunden.

Als Nicky noch ganz verstört dastand, erschien der dritte Besucher. Der war nun ganz und gar aus dem Häuschen vor Wonne.

„Fun, du Goldkerl, wie konntest du nur ahnen, daß ich vor acht Tagen das letzte Stück aus Tante Seraphinens Erbschaft verkaufte! Ein Rätsel aber ist mir, wie du erfuhrst, daß ich so hoch gegen Einbruch versichert war. Nicky, lieber Nicky, die Versicherung hat bezahlt, und hier sind 10 000 Dollar für dich." — — —

Nicky Fun brachte die Wäscheleine wieder in den Laden zurück. „Ich habe mich anders besonnen", sagte er. „Wenn alle Stricke reißen, hänge ich mich auf, eher nicht."

Der häßliche Clown.

Skizze von **Fritz Brand-Kempten.**

Zwei Attraktionen waren es ganz besonders, die den Zirkus jeden Abend fast bis auf den letzten Platz füllten. Da war einmal der bucklige Clown Ernesto, der mit seinen Späßen als Herrenreiter das Publikum belustigte, und dann die Tänzerin Senta Morena, die mit ihren impressionistischen Tänzen die Zirkusbesucher entzückte.

Zwerchfellerschütternd war schon der Auftritt Ernestos, wenn er mit schlotternden Beinkleidern in die Manege stolperte, seine unbeholfene Verbeugung machte, Purzelbäume schlug, dabei Hose und Weste verlor und schließlich im Zirkustrikot da stand. Dabei trat sein gekrümmter Rücken noch mehr in Erscheinung, und er bot mit seinem bunt bemalten Fratzengesicht ein Bild abstoßender Häßlichkeit. Aber das Publikum lachte . . . Und gar erst, als der prächtige Schimmel in die Arena geführt wurde. Ernesto unbeholfene Versuche machte, das edle Pferd zu besteigen und dabei auf der anderen Seite wieder herunter fiel. Aber dann saß der Clown doch mit einem Male fest im Sattel, ritt die hohe Schule mit einer Sicherheit und Eleganz, die nur schlecht zu seinem verwachsenen Äußeren paßte, aber doch Bewunderung im Publikum hervorrief. Zum Schluß gab es noch ein Hürdenspringen, bei dem das zwei Meter hohe Hindernis mit Leichtigkeit genommen wurde. Der Beifall wollte kein Ende nehmen. Das war die Nummer des Clowns Ernesto mit dem Buckel.

Die zweite Abteilung des Programms brachte die Tanzvorführungen der jugendlichen Tänzerin Senta Morena. Im Gegensatz zu der abstoßenden Häßlichkeit des Clowns Ernesto ging von diesem Mädchen eine strahlende Schönheit aus. Der jugendliche Körper zeigte edle, schlanke Formen. Was Senta Morena tanzte, war sinnige Anmut, nie Sinnlichkeit. Wenn die Tänzerin am Schluß ihrer Nummer für den tosenden Beifall dankte, lag immer ein feines, stilles Lächeln auf ihren Lippen. Das war aber nur für einen ganz kurzen Augenblick zu beobachten. Mit müden Schritten verließ sie die Manege. Da stand dann meist am Ausgang der häßliche Clown Ernesto, der sie auf seine Arme nahm und zum Wohnwagen trug.

Das Schicksal hatte sie zusammengeführt. Nun war er ihr väterlicher Freund geworden. Häßlichkeit und Schönheit hatten sich in treuer Kameradschaft gefunden. Ernesto besaß, wenn er abgeschminkt war, eigentlich kein häßliches Angesicht. Seine vornehmen Züge zeigten starke Männlichkeit und Willenskraft. Nur der Höcker verunstaltete die an sich hohe Gestalt. Und das war das Schmerzhafte für Ernesto: Er wußte, daß Senta Morena Schönheit und Anmut über alles liebte. Darum erkannte er auch, daß er ihr nicht mehr sein konnte als der treubesorgte Kamerad. Und er wußte auch dies: Senta Morena brauchte diese väterliche Betreuung, weil ihr Körper krank war, weil in der Nacht der böse Husten sie quälte, daß sie am Morgen lange todmüde im Bette lag . . .

Einmal sprach Ernesto zu ihr: „Kleines, du sollst nicht mehr tanzen . . ." Da schossen ihr die Tränen in die Augen, und traurig kam es von ihren Lippen: „Dann muß ich sterben." Das war Lebenslust, die noch in ihr brannte. —

Senta Morena tanzte den „weißen Schmetterling". Das war ihre Glanznummer. Mitten im Tanz brach sie zusammen. Man trug sie aus der Manege. Rotes Blut bedeckte die silberglänzenden Flügel des weißen Schmetterlings. Ein böser Hustenanfall war über sie gekommen. Vom Zirkus weg wurde sie in das Krankenhaus gebracht.

Ernesto besuchte sie am andern Morgen. Nun schien sie ihm ganz Madonna, wie sie so in den weißen Kissen lag. Müde blickten die Augen. Ernesto sprach mit dem Arzt. Der meinte, ein Aufenthalt im Süden könnte — vielleicht — Genesung bringen.

Ernesto biß die Zähne zusammen. Zwei Jahre erst war Senta Morena beim Zirkus. Aus Eigenem konnte sie den Aufenthalt im Süden nicht bestreiten.

In seinem Wohnwagen saß der Clown und rechnete. Es war eine schöne Summe, die er sich in zehnjähriger Zirkusarbeit erspart hatte. Eine Stunde später stand er am Krankenbett der kleinen Senta Morena. In seiner rechten Hand hielt er einen Strauß roter Rosen.

Als das Mädchen bei seinem Eintritt die Augen aufschlug, leuchteten sie hell. Aber nicht aus Freude über die roten Rosen. Das war etwas ganz anderes. Die schönheitsdurstigen Kinderaugen sahen ein Wunder. Der da vor ihr stand, war gar nicht der häßliche Clown Ernesto mit dem Höcker. Ein schöner, gerade gewachsener Mensch reichte ihr die Hand, aber doch die Hand Ernestos . . .

Und nun saß er an ihrem Bett und erzählte ihr sein hartes Schicksal, wie er als tatenfroher Reiteroffizier in den Krieg gezogen war, wie er sich nach Friedensschluß in der Heimat einen neuen Beruf gesucht und keinen gefunden hatte. Als er sich dann einem Zirkus als Herrenreiter der hohen Schule anbot, sagte ihm der Direktor: „Bringen Sie uns eine lustige Nummer! Die Menschen wollen lachen." Damals wurde aus dem Rittmeister Ernst Baldern der häßliche, bucklige Clown Ernesto. So hatte er sich selbst durch den künstlichen Höcker, den er öffentlich trug, zur abstoßenden Häßlichkeit und Lächerlichkeit verurteilt — um Geld zu verdienen.

Drei Wochen nach dieser Lebensbeichte fuhren Ernst Baldern und sein Schützling nach Davos. Man hat das schöne Paar dort viel gesehen, wie es Hand in Hand in den blütenreichen Frühling hineinwanderte. Bis in den Sommer.

Auch die Höhensonne von Davos konnte dem Mädchen keine Genesung bringen. Als im Herbst erste Früchte im Garten reiften, starb die Tänzerin Senta Morena in der Blüte ihrer Jugend.

In den Expreßzug Davos—Berlin stieg wenige Tage nach der Beisetzung ein Mann, der einen Höcker trug . . .



Bunte Chronik

* **Allzu geschäftstüchtig.** Sonderbare Geschäftspraktiken kamen anläßlich einer Beleidigungsklage zutage, die einige Schwestern eines dänischen Krankenhauses gegeneinander angestrengt hatten. Es stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß mehrere Krankenschwestern Provisionsverträge mit einem Leichenbestattungsinstitut abgeschlossen hatten. Es wurden ihnen Vermittlungsgebühren für Übernahme von Beerdigungen und Lieferungen von Särgen zugestanden, während sie verpflichtet waren, der Firma eingetretene Todesfälle zu melden. Man erfuhr weiter, daß sie das Beerdigungs-Unternehmen auch über lebensgefährliche Erkrankungen auf dem Laufenden hielten, damit gegebenenfalls die Firma als Erste zur Stelle sein konnte. Kamen trauernde Angehörige in das Krankenhaus, so erboten sich die „hilfsbereiten" Schwestern, den Leidtragenden die Bestattungsbesorgungen abzunehmen, und überwiesen sie natürlich ihrer Vertragsfirma. Als unter den Schwestern ein Streit wegen der Provisionen entstand und sie sich gegenseitig beleidigten, liefen sie zum Kadi. Dadurch erfuhr auch die vorgesetzte Behörde von diesen eigentümlichen Geschäften und die Schwestern wurden fristlos entlassen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.